



Der Wert der Verwesung

Global Village: Wie sich im Müllbrei von Manila die weltweite Verwertungskette schließt

Sie konnte, wenn sie wollte, das Meer sehen. Den Hafen; die riesigen Frachter und die aufgestapelten Container; die Bucht, die im Dunst mit dem Pazifischen Ozean verschwimmt. Sie müsste nur ihren Laden verlassen, den Spurrillen der Lastwagen folgen, bis die Piste oben, auf der Kuppe, in ein Gewirr aus Wegen und Pfaden ausfranst: Kaum eine Müllhalde liegt so spektakulär schon wie der Smokey Mountain in Tondo, einem Stadtteil von Manila, der Hauptstadt der Philippinen.

Leider hat Ponce Nising keine Zeit. Breitbeinig steht sie vor ihrem Laden, rosa Jeanshemd, kurze Hose, ihre Gummistiefel stecken in einem Brei aus zertrümmertem Müll, Fakalien und grauglänzendem Schlamm, hinter ihr stapeln sich Plastiksäcke voller Müll.

Ein Junge kommt, er reicht ihr zwei Zettel, herausgerissen aus einem Spiralblock. Mit rotem Kugelschreiber ist dort notiert, was er geliefert hat und was sie ihm auszahlen soll: Plastikflaschen für 20 Pesos, vier Kilogramm Dosen für insgesamt 16 Pesos, gemischtes Plastik für 10 Pesos, 19 Wasserflaschen, dazu 5 Kilo Plastiktuten für 25 Pesos. Alles in allem zahlt ihm Ponce Nising aus ihrer Umhängetasche 105 Pesos auf die Hand, umgerechnet etwa 1,60 Euro. Dann nimmt sie die Zettel, zerreißt sie und lässt sie zu Boden fallen, wo sie eins werden mit dem anderen Müll.

Von morgens um fünf bis abends um sieben steht sie hier, an jedem Tag der Woche. 12 Millionen Menschen leben im Großraum Manila, es können auch 15 oder 18 Millionen sein, täglich produzieren sie 8000 Tonnen Müll. 12000 Menschen wohnen auf dieser Halde, es können auch 15000 oder 18000 sein, Tag für Tag wühlen sich durch den Müll der anderen. Jeder Lastwagen, der sich vollbeladen durch den Schlamm arbeitet, bringt Plastik, Glas, Kupfer, Dosenblech, jeder frische Müllhaufen verspricht die Aussicht auf ein paar Pesos.

Ponce Nising war zwölf Jahre alt, als ihre Eltern sie aus der Provinz Samar-Leyte nach Manila schickten. Sie arbeitete als Hausmädchen, sie sollte sparen, um die Familie nachzuholen. Ponce verkaufte Gemüse auf dem Markt und nebenher Löffel, die sie aus dem Müll geklaubt hatte, sie heiratete und wurde Mutter, und irgend-

wann wurde ihr klar, dass sich nichts ändern würde, wenn sie es nicht änderte.

Also wurde sie zur Unternehmerin, vor fünf Jahren, gemeinsam mit ihrem Mann Jaime. Ihr „Junk Shop“, ein Bretterverschlag etwa an der Stelle, wo sich die Spuren der Mülllasten zum ersten Mal gabeln, ist inzwischen einer der größten Wertstoffläden auf der Halde.

Etwa 50 Kunden hat sie. Aus dem, was selbst in Manila niemand mehr haben will, sammeln sie heraus, was sich wieder einspeisen lässt in den weltweiten Rohstoffkreislauf. Kinder verbrennen die Isolierkreisläufe von Kabeln, um an die Kupferleitun-

gungsfirma. So beginnt, auf den Hängen der Halde, ein neuer Kreislauf; auch er wird, irgendwann, auf einer Müllkippe enden, vielleicht auf dieser.

Ronnie Vargas, 19, nackter Oberkörper, Sonnenbrille auf die orangefarbene Schirmmütze geschoben, schleppt einen großen Sack heran, die Beute der vergangenen Nacht: Plastikgabeln und Joghurtbecher, Ananassaft Dosen, eine gelbe Spielzeugpistole, Zahnpastatuben und Batterien, Yakult-Becher, Strohhalme, Arzneiflaschen, Glas- und Plastikflaschen; Cola-Becher von McDonald's, Cola-Dosen, Cola-light-Flaschen. Um vier Uhr in der

Früh hat er mit der Arbeit begonnen, die Konkurrenz ist groß, sagt er, es gibt keine festen Reviere.

Denn sogar hier, und hier besonders, gelten die Gesetze des Marktes: Angebot und Nachfrage, Wettbewerb, Konkurrenz, Preiskampf, ein ewiger Kreislauf von Verwertung und Verwesung, ein ewiger Traum auch vom Geld, vom Lohn für die jahrelange Plackerei, vom Ausbruch, vom Ende der Plackerei. „Wer zuerst kommt, hat recht“, sagt Vargas.

Politiker schämen sich der Müllmenschen. Sie wollen sie umsiedeln, die Halde abtragen. Doch die Menschen bleiben. Wie die Armut; wie der Traum, ihr zu entfliehen.



Müllhändlerin Nising: Weihnachtsgeld für die Angestellten

gen zu kommen; ein Junge stopft, schneller, als man mit den Augen folgen kann, Plastikflaschen in einen Plastiksack; ein alter Mann balanciert fünf Kanister an einem Stock durch den Unrat.

Ponces Schwiegersohn wiegt den sortierten Müll vor dem Bretterverschlag. 22 Pesos zahlt Ponce Nising für ein Kilogramm Plastikflaschen, später verkauft sie das Kilo für 35 Pesos. Für ein Kilo Metall, Nägel etwa, bezahlt sie 8 Pesos und bekommt 12 Pesos, eine Softdrink-Flasche, angekauft für einen Peso, bringt 1,30 Pesos.

500 Kilogramm Plastikflaschen kommen an guten Tagen zusammen und über 1000 Softdrink-Flaschen. Vor dem Bretterverschlag parkt ihr Mitsubishi-Lastwagen, gebraucht gekauft, „IN Junk Shop“ steht vorn drauf. Die Geschäfte gehen so gut, dass Nising ihren Leuten ein Weihnachtsgeld zahlt.

Ponce Nising fährt die Säcke mit dem Plastikmüll zu einem Zwischenhändler, der verkauft das Zeug weiter an eine Re-

Überall auf dem Berg sind Reifen aufgestapelt, Lkw-Reifen, Autoreifen, die meisten so weit abgefahren, dass kein Profil mehr zu erkennen ist, Reifen von Goodyear und Michelin und Dunlop und Yokohama, Reifen aus aller Welt. Abgefahrte Reifen sind kostbar; im Innern der Reifen ist ein Stahlgeflecht verborgen, es soll für Stabilität sorgen.

Ein Reifen brennt mindestens eine Stunde, je nach Größe, es ist ein schwarzer, dichter Qualm. Etwa ein Kilogramm Stahlmatte bleibt am Ende übrig, bei großen Reifen entsprechend mehr. „Reifen verbrennen“, sagt einer von Nings Kunden, „das ist so, als würdest du in der Hölle arbeiten.“

Das Abbrennen der Reifen ist verboten, die Polizei wacht darüber, wenigstens am Tage, der Qualm ist zu ungesund.

Ponce Nising zahlt für ein Kilo Reifenstahl sieben Pesos, umgerechnet elf Cent.

HAUKS GOOS